

Jonas T. Bengtsson

Tropen

SUBMARINO

Roman

**Aus dem Dänischen von
Günther Frauenlob**

Tropen

www.klett-cotta.de/tropen

Die dänische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel

»Submarino« bei People's Press, Kopenhagen

© Jonas T. Bengtsson og People's Press, København 2007

Für die deutsche Ausgabe

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659,
Stuttgart 2009

Fotomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung des Verlags

Printed in Germany

Lektorat: Christine Marth

Schutzumschlag: Klett-Cotta-Design

Unter Verwendung einer Abbildung von © NONSTOCK/Jupiterimages

Gesetzt von r&p digitale medien, Echterdingen

Auf säure- und holzfreiem Werkdruckpapier gedruckt und

gebunden von Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50105-6

Für Youssef

Submarino: Foltermethode, bei der der Kopf einer Person bis zur Erstickungsgrenze unter Wasser gedrückt wird.

PROLOG

Als wir heute aufwachten, war er ganz still.
Als wir heute aufwachten, war er ganz still.
Als wir alle heute wach wurden und Mutter aus dem Zimmer kam, in
dem sie die ganze Nacht geschlafen hatte,
lag er einfach nur still da.
In seinem Kinderwagen, im Flur.
Total weiß.
Mutter hatte die ganze Nacht geschlafen, aber sie hatte nichts ge-
hört.
Es gab ja auch nichts zu hören.
Er war vollkommen still.
Mutter bekam einen Schock, als sie ihn fand.
Saß vollkommen still da und hatte einen Schock.
Viele Stunden lang.
Dann riefen wir an. Mutter konnte nicht.
Aber das muss man. Man muss doch anrufen.
Mutter saß da und versuchte, ihm die Brust zu geben, obwohl er ganz
still war.
Mutter hatte ja einen Schock.
Als wir heute aufwachten ...

Wir sitzen im Zug. Der Mann heißt John. Wir könnten Vater und Sohn sein, Freunde. Aber die, die an uns vorbeigehen, halten uns bestimmt für zwei Fremde, die sich gegenüber sitzen.

Vor dem Einsteigen hat John zu mir gesagt:

»Du machst doch keinen Scheiß. Du machst doch keinen Scheiß, oder?«

Ich habe ihm zugewinkelt. Meine Zigarette ausgedrückt.

Dann sind wir eingestiegen. Seitdem haben wir die Klappe gehalten. John ist um die fünfzig, hat einen Vollbart mit grauen Strähnen. John arbeitet.

Ich sehe in die Zeitung, die neben mir liegt. John sieht aus dem Fenster.

Beobachtet mich aus den Augenwinkeln.

John ist schuld daran, dass ich hier bin. Er hat die Papiere gefunden. Ich bin mir fast sicher.

Aber gesagt hat er nichts davon.

Am Hauptbahnhof steigen wir aus. John geht neben mir. Ganz dicht. Wir warten auf den Bus. Stehen nebeneinander. Beim Einsteigen stempelt John beide Fahrkarten. Wieder sitzen wir uns gegenüber. Es hat geregnet.

Wir gehen durch das Friedhofstor. An den Gräberreihen entlang. Ein paar neue, viele alte. Aus einem Betonsockel neben einer Metallgießkanne ragt ein Wasserhahn empor. Daneben steht ein kleiner Rechen.

Wir gehen zu den Gemeinschaftsgräbern. Ein grünes Viereck, umrahmt von niedrigen Büschen.

»Und hier liegt er?«, fragt John. Ich nicke.

Das Gras ist ungepflegt, an ein paar Stellen vergilbt. Ich schließe die Augen, versuche mich zu erinnern, wo sie ihn beerdigt haben. Ich war seit damals nicht mehr hier. Hab nicht einmal mehr an ihn gedacht. Nicht oft. Richtig kennengelernt habe ich ihn nie. Das antwortete ich jedenfalls auf die Fragen des Gefängnispfarrers. Als sie die Papiere gefunden hatten. Als sie mich einen Lügner genannt hatten, der sich Freigang verschaffen wollte. Als sie mir ein bisschen, ein ganz klein bisschen verziehen hatten.

Ich dachte nicht oft an ihn. Sah sein Gesicht vor mir, wenn ich sehr müde war. Sonst nicht. Sonst nie.

Vor dem Loch.

Das Loch. So nennen sie es. Draußen heißt es Isolationszelle. Da sitzt man, wenn man auf seinen Prozess wartet und wenn man verurteilt wurde und Scheiße gebaut hat. Drogen oder Gewalt. Eines von beiden. Es war mein zweites Mal dort. In Schuhen ohne Schnürsenkel und mit einem Fenster so hoch oben, dass ich es nicht erreichen konnte. Die Sonne schien jeden Tag eine halbe Stunde lang in die Zelle, wenn sie auf der anderen Seite des Hofes über der Mauer stand. Ich glaube, es war eine halbe Stunde. Schätzungsweise. Vielleicht war es auch länger. Eine Uhr hatte ich da drin ja nicht. Zu viele Leute haben versucht, sich mit dem kleinen Metaldorn des Verschlusses die Pulsadern aufzukratzen.

Morgens um acht wurde ich geweckt. Frühstück auf einem Tablett. Um zwölf kam die Wache wieder. Mittagessen auf einem Tablett und um sechs Abendbrot, wieder auf einem Tablett. Den Rest der Zeit schätzte ich. Ich hätte den Alarm drücken können. Meinen Finger auf dem Knopf lassen und nach der Uhrzeit fragen. Ich hätte es tun können.

Doch dann hätten sie das Abendbrot vergessen. Das haben sie mir klargemacht, bevor ich ins Loch gesteckt wurde.

Das Loch. Zuerst Ana. Tagsüber und nachts. Ihr Gesicht. Dann mein Bruder. Von der Decke.

Ich muss nicht mehr schlafen, um ihn zu sehen.

So klein.

So klein.

Ich habe zwei Brüder. Einen mit einem Namen, den ich nicht mehr in den Mund nehme.

Und einen, der nie einen Namen bekommen hat.

»Liegt er hier?«, fragt John. Ich spüre seinen Blick auf mir.

Wühle in meinen Taschen, suche nach einer Zigarette. Das kleine gräserne Viereck vor mir ist uneben. Ist viele Male aufgedigelt worden. Rechts, ein paar Meter vom Rand. Dann erinnere ich mich. Suche die Streichhölzer, bis John mir ein Feuerzeug entgegenstreckt. Ich nehme einen tiefen Zug von der Zigarette.

Erst spüre ich die Feuchtigkeit des Bodens durch meine Hose, dann den Baumstamm an meinem Rücken. Ich öffne die Augen. Um mich herum ist es grün, mein Mund schmeckt nach Erde. John hockt neben mir.

»Du ... du bist einfach umgefallen.«

Ich komme langsam auf die Beine. John reicht mir seine Hand. Ich nehme sie nicht.

Wir gehen zum Ausgang. Das Schloss gibt einen metallischen Laut von sich, als sich das Tor hinter uns schließt.

Im Bus spricht keiner von uns ein Wort und am Bahnhof sieht John auf seine Uhr. Sagt, dass es blöd sei, vor der Zeit zurückzufahren.

Wir sitzen in einem Café am Bahnhof und trinken Kaffee. Die Leute

um uns herum stopfen schnell ein Sandwich in sich hinein. Oder lesen Zeitung. Zwei ältere Damen essen Sahnetorte.

»Ich gehe nur kurz zum Tresen.«

John sieht mich an. Dann nickt er.

Ich frage das Mädchen hinter dem Tresen, ob sie ein Telefonbuch hat. Ein neues. Sie nimmt ein Stück Quiche aus dem kleinen Ofen, der in die Wand eingelassen ist, klatscht einen Löffel Crème fraîche daneben und stellt den Teller auf den Tresen, dann sieht sie mich an. Ich frage noch einmal. Nachdem sie eine Weile unter dem Tresen herumgekramt hat, reicht sie mir ein Telefonbuch. Es ist von diesem Jahr, auf der Titelseite ist Ketchup.

»Ich bringe es gleich zurück.«

Ich setze mich neben John und beginne zu blättern.

»Sieht gut aus, diese Quiche«, sagt er. »Möchtest du ein Stück?«

Ana. Nicht Anna. Der Nachname ist ausländisch. Keiner, der in der Menge verschwindet.

Ich fahre die Spalte entlang nach unten.

»Ich glaube, ich hole mir ein Stück. Willst du auch?«

Vielleicht habe ich den Namen falsch in Erinnerung. Irre mich bei einem Buchstaben des Nachnamens. Einem einzigen. Ich weiß genau, dass es sinnlos ist, blättere aber trotzdem zur nächsten Seite.

»Du solltest auch eins essen.«

Als John mit zwei Stücken Quiche zurückkommt, habe ich das Telefonbuch zur Seite gelegt. Ich habe nach ihr gesucht, nach ihrer Mutter, ihrem kleinen Bruder Ivan. Habe niemanden gefunden. Niemanden mit ihrem Namen.

John sitzt mir gegenüber im Abteil. Kratzt sich am Knie. Entspannter jetzt.

Sieht, dass ich nicht weglaufen will. Keinen Ort habe, an den ich gehen könnte.

»Wenn du reden möchtest ...« Er beugt sich vor, spricht leise. John ist

in Ordnung, sagen sie. Er ist einer der Aufseher, der am längsten da ist. John macht die Razzien, die er machen muss, aber nicht mehr und nicht immer bei den gleichen Häftlingen, nur weil er sie nicht leiden kann. John hält sich an die Regeln. Er legt sie nicht für oder gegen dich aus. John spricht anständig mit dir.

Trotzdem habe ich ihn nie so menschlich erlebt wie jetzt, mit zu mir vorgebeugtem Oberkörper und einem Blick, der dazu einlädt, sich zu öffnen. Ich sehe in eine Landschaft, die schnell an uns vorbeizieht. Bäume, Büsche, Industriebauten aus rotem Backstein. Keine Städte, eine Häuserreihe, die gleich wieder verschwindet.

IVAN

1

Das Fitnesscenter liegt im ersten Stock eines alten Fabrikgebäudes. Die Tür geht auf, er kommt die Treppe herunter und sieht sich mit abwesendem Blick um. Nichts auf der Welt kann diesen Mann jemals aus der Ruhe bringen.

Er ist groß, hat dicke Muskeln und sehr wenig Fett. Durch sein weißes Netzhemd sieht man die Tätowierung, die fast seinen ganzen Oberkörper bedeckt. Ein Spinnennetz, das sich am Hals bis in seine kurzen blonden Haare emporzieht.

Er kratzt sich die Tätowierung im Nacken, bleibt neben mir stehen und blickt zu Boden.

»Was?«, fragt er.

Nicht, wo oder wie sollen wir es erledigen, sondern bloß: was. Er blickt nicht auf. Beim Stoff gibt es nur die Welt der Dealer. Und die führen sich auf, wie sie wollen. Er ist Dealer, ich bin Kunde. Verschwunden ist die Höflichkeit von vorhin, als wir im Umkleideraum Kontakt aufgenommen haben. Jetzt zählt nur noch, dass er das hat, was ich haben will. Ich deute mit der Hand an, dass er mir folgen soll. Er geht hinter mir und ich höre, wie er auf den Boden spuckt.

Wir gehen um das Gebäude herum. Die Tür der Fabrikhalle steht offen. Das Licht fällt durch die dreckigen Fenster. Auf dem Boden stehen die großen verdreckten Maschinen, die zurückgelassen worden sind, und rostiges Eisen.

»Willst du jetzt was kaufen?«

Dann entdeckt er Kamal hinter der Tür. Neben Kamal steht einer der Ringer aus dem Center oben. Der Typ mit der Tätowierung wirft mir

einen Blick zu. Dann richtet er seine Aufmerksamkeit auf Kamal. Will etwas sagen, als Kamal das Wort ergreift.

»Bei mir wird nichts verkauft.«

Der Tätowierte nickt langsam und fährt mit der Hand in seine Sporttasche. Kamal macht einen Schritt nach vorn und tritt ihm in den Bauch. Der Typ klappt zusammen und geht zu Boden. Kamal hebt die Tasche auf und wirft sie dem Ringer zu. Sammi, auch so ein muskulöser Typ, der sich mit Steroiden auskennt. Er sieht furchteinflößend aus, aber ich weiß, dass er nur für die Optik dabei ist. Kamal war nordischer Meister im Thaiboxen. Er hat seinen Titel ein paar Jahre lang verteidigt und dann den Spaß an der Sache verloren. Ich kenne niemanden, der so schnell ist.

Kamal ist wieder total ruhig.

»Du sollst hier nicht dealen, ist das klar? So einfach ist das.«

Er spricht, als frage er jemanden nach Zucker für seinen Kaffee.

Kamal weiß ganz genau, dass in seinem Studio Steroide genommen werden. Man sieht das den Leuten an, ihren Muskeln und manchmal auch ihren Augen, wenn sie sie nicht mehr unter Kontrolle haben. Es wurden schon Leute rausgeschmissen, die wegen nichts und wieder nichts Amok gelaufen sind. Weil sie nicht sofort ihre Gewichte kriegten, stand ihnen plötzlich Schaum vor dem Mund. Kamal weiß, wer etwas nimmt, wer etwas verkauft und was. Er muss es irgendwann akzeptieren, so ist das einfach. Schließlich kriegt er sogar etwas Provision, weil er die Räumlichkeiten zur Verfügung stellt. Aber das heißt noch lange nicht, dass er dem ganzen Markt Tür und Tor öffnet.

Der Tätowierte erhebt sich vom Betonboden. Er nickt langsam, hat verstanden.

»Dann sehen wir dich hier nicht mehr?«

»Nein, ist in Ordnung, nein ...«

Der Typ kratzt sich über die kurzen Stoppeln und streichelt die Spinne in seinem Nacken.

»Kann ich jetzt gehen?«

»Nein.«

»Nein?«

»Ich muss sicher sein, dass du das wirklich kapiert hast.«

Kamal geht langsam auf den Mann zu. Der Ringer rührt sich nicht, sondern bleibt neben der Tür stehen. Ich nicke ihm im Vorbeigehen zu.

»Wir sehen uns.«

Das Sonnenlicht sticht. Ich durchwühle meine Taschen und krame eine zerkratzte Sonnenbrille heraus.

Ich kann die ersten Schläge aus der Fabrikhalle hören. Das dumpfe Klatschen, das von den Wänden des leeren Raums zurückhallt.

Ich gehe in den Supermarkt an der Hochbahn, gebe die leeren Flaschen zurück und schlendere dann nach hinten zum Bier. Ich nehme fünf Flaschen. Nach dem Bezahlen verschwinden sie in der Tasche, das Handtuch darüber, schön vorsichtig, damit nichts klirrt.

In einem Imbiss kaufe ich zwei Schawarma. Hinter mir wird laut gelacht. Wo gehen wir hin? Was machen wir? Junge Leute in Trainingsanzügen und mit Silberketten, zu allem bereit.

Sie bemerken mich nicht. Ich wohne schon so lange hier, dass ich keine Schatten mehr werfe.

Ich esse und blättere eine alte Zeitung durch. Ein junger Pakistani, frischgebackener Vater und Kioskbesitzer, ist in Amager Opfer eines Säureangriffs geworden. Ich kaufe mir noch ein Schawarma und würge es hinunter. Hunger habe ich selten, eigentlich fast nie.

Dann gehe ich zurück in die Pension. Der Rückweg ist immer länger. Die Muskeln sind dann müde und schwer. Ein gutes Gefühl, als hätte ich etwas getan.

Jeden Tag sehe ich dieselben Menschen.

Die dicke Frau mit dem perfekten Make-up, die immer wirkt, als hätte sie gerade in diesem Moment eine Gehirnblutung bekommen,

starrt vor sich hin. Mit leeren Augen und einer selbststrauchenden Zigarette zwischen den Fingern oder im Mundwinkel. Manchmal begegne ich ihr, wenn sie in Bewegung ist und ihre vielen Kilos über die Straße schleppt. Doch heute steht sie.

Die Pension ist ein roter, rechteckiger Backsteinblock, schon von weitem erkennbar.

Eigentlich ist das gar keine Pension, sondern ein Wohnheim, ein Wohn-Asyl. Eine vorübergehende Bleibe für alle, die sonst nirgendwo hinkönnen. Ein Asyl. Eigentlich ein positives Wort. Ein Asyl zum Wohnen. Vorübergehend. Alles hier ist kurzlebig. Auch die Einrichtung. Kein Ort, um lange zu bleiben. Ausgelegt für eine möglichst geringe Anzahl Menschen auf dem Weg zu einem anderen Ort. Die Zimmer haben möglichst wenig Quadratmeter, die Betten möglichst wenig Komfort und die Küchen nur zwei Kochplatten und einen Kühlschrank.

Ich wohne jetzt seit anderthalb Jahren hier. Laufe die Treppe hoch und trage die Tasche mit ausgestrecktem Arm, damit die Flaschen nicht klirren. Schleiche über den Flur und schließe meine Tür auf. So leise ich kann.

Ich nehme das Bier aus der Tasche und eine Schachtel Zigaretten aus der Stange, die unter dem Bett liegt. Ich habe sie aus dem Kofferraum eines Autos gekauft. Kamal stand damals grinsend daneben; er hatte recht gehabt, der Verkäufer machte mir wirklich einen »special price«. Ein Däne, Mitte dreißig mit beginnender Glatze. Ein kleiner, gedrungener Kerl, der gut in eine Bar gepasst hätte. Sein Wagen stand auf dem Kiesplatz vor dem Studio, mit laufendem Motor, den Kofferraum voller polnischer Zigaretten.

Ich sitze im Fensterrahmen und trinke lauwarmes Bier. Habe elf rote Autos gezählt, sieben Alkoholiker, vier Junkies und zwei Fahrräder mit Kindersitz. Dann kommt er, der Höhepunkt des Abends.

Mit seinem Kinderwagen.
Ein lächerlicher Anblick.
In engen Leopardenleggings und einer Jacke aus falschem Pelz.
So lächerlich, dass man erst zu lachen aufhört, wenn er hinten im
Garten bei den Mülltonnen ein Kind gefickt hat.
Aber er ist doch harmlos.
Ein Weihnachtsmann, ein Maskottchen.
Er tut nichts, lässt ihn in Frieden.
Keiner von uns ist harmlos. Einige haben nur nicht mehr die Chance,
anderen zu schaden.
Dafür braucht es Vertrauen. Dafür braucht es Antrieb. Dafür braucht
es Möglichkeiten.
Und so wie er jetzt da draußen rumläuft, alt und verwirrt wie ein
abgehalfterter Zirkusclown, sind seine Möglichkeiten zweifellos be-
grenzt. Er ist ein Obdachloser mit einem Obdach, einer jener Glück-
lichen, die einen Platz zugewiesen bekamen, als die Stadt noch etwas
zuweisen konnte. Er sammelt Müll. Manchmal ist er nur zwanzig
Minuten weg, manchmal viele Stunden, das hängt davon ab, wie weit
er laufen muss, um einen guten Fang zu machen. Ich habe ihn schon
mit zerbeulten Vogelkäfigen gesehen, mit Gartenzwerge ohne Kopf,
Sonnenschirmen, Regenschirmen, Schuhen, alten Zeitungen und
ausgestopften Tieren, denen die Füllung aus dem Bauch hing. Ich
habe Lust, ihm etwas nachzubrüllen, weil er so verrückt aussieht,
weil es Grenzen gibt, wie verrückt man sich anstellen darf, und sogar
Rennpferde erschossen werden, wenn sie sich die Beine gebrochen
haben. Doch unser Zirkusclown versucht gerade, eine kaputte Klo-
schüssel in seinem Kinderwagen wegzuschaffen. Das weiße Porzel-
lan ist herausgebrochen worden und an den Rändern klebt noch alter
Zement. Die Klobrille fehlt und das Wasser aus dem Becken ist über
die Seite des Kinderwagens gelaufen. Er verschwindet nach drinnen.

Als ich verurteilt wurde, kam es mir vor, als wäre ich gerade irgendwie aufgewacht. Ich wusste genau, was geschehen war, aber es fühlte sich an, als hätte es nichts mit mir zu tun.

Der Typ, den ich in die Mangel genommen hatte, hieß Jon. Das habe ich während des Verfahrens gehört. Er war ein paar Jahre jünger als ich. Sie wollten wissen, warum ich ihn geschlagen hätte. Ob er mich angemotzt und irgendwie herausgefordert habe. Wie meine Version des Tathergangs laute. Ich sagte ihnen, ich könne mich nicht erinnern.

Als die Polizei mich holte, lehnte ich an einem Baum und schlief. Dann saß ich mit schmerzenden Fingerknöcheln im Streifenwagen, bis ich in der Zelle weiterschliefe. Gut.

Ana hatte Schluss gemacht.

Eine ganze Woche lange schmeckte ich kein Salz. Was ich auch aß, überall fehlte Salz. Total. Als würde man Watte oder Sägemehl essen. Ich trank viel, damals. Manchmal allein, dann schrie ich mich selbst an. Manchmal in der Stadt.

Sie zeigten mir Bilder von Jon. Bilder davon, was ich mit ihm gemacht hatte. Ein junger Mann mit überraschend wenig Zähnen im Gesicht und überall Blut. Während des Verfahrens redete er leise, er brachte kaum einen Laut aus seinem mit Stahldraht zusammengehaltenen Kiefer. Er sagte, dass er bis jetzt nur Suppe essen könne und dafür den Kopf in den Nacken legen und alles einschlürfen müsse. Sein Auge zuckte, wenn er mich ansah. Als ich schuldig gesprochen wurde, lächelte er mit seinen neuen, weißen Zähnen, doch als er hörte, dass ich bloß 18 Monate bekam, wurde das Zucken an seinem Auge stärker.

3

Ich wache früh auf, weil draußen auf dem Flur eine Tür schlägt. Liege auf dem Rücken und beobachte, wie das Licht ins Zimmer fällt, wie es die Decke erhellt, sehe die kleinen Risse, die sie wie Striche durchziehen. Das Haus muss gearbeitet haben. Ich habe das bis jetzt nicht bemerkt. Habe gedacht, dass ich auf alles geachtet hätte. Dieses Zimmer ist so klein, so unendlich winzig. Geht man hinein, fühlt es sich an, als würde man einen Mantel überstreifen.

Wenn ich im Halbschlaf hier liege, kann ich seinem Gesicht kaum ausweichen. Seinem winzigen Kopf, den Augen, die sich umsehen und die meinen suchen.

Ein kleines Gesicht mit großen Augen. Die blaue Decke in der Wiege.

Und es ist fast unmöglich, nicht auch sie zu sehen.

Einen halben Schritt vor mir auf der Straße. Das Klackern ihrer Absätze.

Sie dreht sich zu mir um. Lächelt sie?

Ja, das ist ganz sicher ein Lächeln.

Ich lege die leeren Flaschen oben auf das Handtuch in meiner Sporttasche, decke sie mit der Trainingshose ab und ziehe den Reißverschluss zu. Schließe meine Zimmertür ab.

Die Wände des Flurs sind hellgrün und fleckig, auf dem Boden liegt dunkelgrüner Nadelfilz. Aus einem der anderen Zimmer höre ich einen Fernseher, lautes, künstliches Lachen.

Ich bin dicht bei der Treppe, als Tove die Tür mit dem Fuß aufdrückt. Sie sieht mich an und hustet in ihre Hand. Es ist Toves Asyl. Es gehört ihr nicht, sie verwaltet es nur. Trotzdem lässt sie keinen Zweifel daran aufkommen, wer hier das Sagen hat. Sie ist Mitte 60. Die roten Flecken auf ihrem Gesicht könnten ein kräftiges Ekzem sein, doch wer hier wohnt, weiß, dass es Krebs ist. Kommt man ihr nah genug,

kann man dem süßlichen Gestank der toten Haut nicht ausweichen. Ich lächle sie an, sie reagiert überhaupt nicht darauf. Ich denke, sie sollte ein Nudelholz in der Hand halten, ein schweres Bügeleisen, irgendeine Requisite aus dem vorigen Jahrhundert.

»Haben Sie diesen Krach gemacht?«

Ich glaube nicht, dass sie die Flaschen in meiner Tasche gehört haben kann.

»Da hat einer einen Fernseher laufen ...«

»Nein, gestern, letzte Nacht. Ich bin immer wieder aufgewacht. Jemand hat laut geredet und gelacht.«

»Ich nicht.«

»Nein, das hab ich mir schon gedacht. Haben Sie eine Ahnung, wer das gewesen sein kann? Vielleicht die Nummer sieben?«

»Ich schlafe ziemlich fest, ich ...«

»Aber lassen Sie es mich wissen, wenn Sie mal etwas hören.«

Ich gehe und trage die Tasche mit ausgestrecktem Arm, um keinen Krach zu machen.

Es ist ein warmer, schwüler Sommertag. Vor kurzem hat es geregnet und die Wolken sind grau. Ich gehe von Bispebjerg aus in Richtung Stadt. Unterwegs treffen mich immer wieder einzelne Sonnenstrahlen.

Ernst sagt, dass ich müde aussehe. Er befestigt Gewichte an der Stange.

Ernst ist Mitte fünfzig und trägt einen Gewichthebergürtel. Seine Beinmuskulatur hat sich abgebaut, aber sein Oberkörper ist gewaltig. Er trägt eine dicke, viereckige Brille und sein Adamsapfel ist so groß wie ein Tennisball.

Er sagt: »Nick, du musst dich mal ausschlafen und anständig essen, sonst wächst du nicht. Iss und schlaf.«

Ernst sollte keine Ratschläge geben. Vor allem keine gesundheitlichen.

Er hat ein großes Herz. Nicht, weil er so freundlich ist und sich immer Sorgen um andere macht.

Sondern weil er wirklich ein Herz hat, das seine ganze Brust ausfüllt. Er war einer der Bodybuilding-Pioniere. Anfang der 70er. Noch vor dem Schwarzenegger-Film *Pumping Iron*. Er nahm an Treffen und Wettbewerben teil, stemmte schwere, sehr schwere Gewichte und stopfte so viele Steroide in sich hinein, wie er bekommen konnte. Damals nahm man die noch nicht in zeitlich genau abgestimmten, kleinen Dosen, sondern immer gleich alles. Außerdem war es zu der Zeit ja beinahe legal. Ernst hat richtige Zitzen und einen Hängebauch. Nicht, weil er so dick ist, sondern weil seine Bauchmuskeln kaputt sind. Ernst wird irgendwann daran sterben, er hat ein großes Herz und kein Geld für teure Operationen. Aber er trainiert noch immer hart, damit er etwas zu tun hat und damit sein Körper nicht vollends aus dem Leim geht. Steroide nimmt er keine mehr, schon eine Kopfschmerztablette könnte ihn umbringen. Ich sehe ihm nie zu, wenn er pumpt, ich will ihn nicht auf der Bank sterben sehen.

Er sagt: »Schlaf, Nick. Du schläfst nicht. Das sehe ich dir an. Du schläfst nicht.«

Ich kaufe Bier. Esse Schawarma. Gehe zurück in mein Asyl.

Jeden Tag sehe ich dieselben Menschen.

Die Säuer vor dem Kiosk. Den Rücken an die rote Backsteinmauer gelehnt. Immer dieselben. Nur der Grönländer ist heute nicht hier. Aber die Frau ohne kleinen Finger. Die beiden früheren Handwerker, der eine mit der Maurermütze und der andere mit dem Hund, der immer frei herumläuft und an leeren Flaschen schnuppert. Er heißt Grundtvig. So hat er ihn einmal gerufen.

Ich habe versucht, ein Muster zu finden. Ich sehe sie jeden Tag und wollte ausrechnen, wann der Grönländer dabei ist und ob die Frau ohne kleinen Finger gleichzeitig mit dem Hund oder dem Mann mit der Maurermütze da ist. Ich habe nie darüber nachgedacht, ob sie

vielleicht etwas Besseres zu tun haben oder vor anderen Kiosken abhängen. Auf bestimmten Bänken. Für mich war das wie eine Gleichung. Chaostheorie. Ich beschäftigte meinen Kopf damit, bis mir klar wurde, dass ich das niemals herausfinden würde, selbst wenn es ein Muster gäbe.

Als ich die Treppe im Wohnheim nach oben gehe, trage ich die Tasche mit ausgestrecktem Arm.

Tove bleibt mir erspart, jetzt laufen die Fernsehserien, und die lässt sie sich nicht entgehen. Vielleicht bügelt sie dabei, sie bügelt ziemlich oft. Raucht, sieht fern und bügelt.

Ich stecke den Schlüssel ins Schloss und will ihn gerade umdrehen, lasse es dann aber bleiben. Die Tür am Ende des Ganges. »Kristian Madsen« steht auf einem kleinen Namensschild, das er selbst angebracht hat. Es ist das Knallen dieser Tür, das mich jeden Morgen weckt; seine Schritte auf dem Flur.

Ich klopfe an. Klopfe, so laut wie möglich, ohne dass Tove es hört und auf den Flur kommt.

»Er kommt immer erst spät nach Hause.«

Sofies Stimme hinter mir. Ich habe nicht gehört, wie sich ihre Tür geöffnet hat.

»Wann?«

»Keine Ahnung, spät halt.«

»Du achtest auf die Schritte auf dem Flur, nicht wahr?«

Sie schweigt und lächelt.

»Kennst du alle?«

»Nicht alle ...«

Sie lächelt breiter.

»Willst du mit reinkommen, Nick?«

Sofie ist ein paar Jahre älter als ich, Anfang dreißig. Man sieht ihr das aber nicht an, sie ist sehr dünn, hat kleine, feste Brüste unter dem Sommerkleid, ohne BH. Ihr Haar ist schulterlang, fast schwarz.

Ich gehe die fünf Schritte bis in ihr Zimmer. Sie sieht über den Flur, versichert sich, dass Tove nicht guckt, und schließt die Tür. Sofies Zimmer sieht genauso aus wie meines, die gleichen 12–13 Quadratmeter, nur spiegelverkehrt. Trotzdem wirkt es vollkommen anders. Sie hat Bilder an den Wänden, gerahmte Plakate mit Wasserlilien und badenden Kindern. Eine dunkelrote Decke auf einem kleinen Esstisch. Auf dem Bett liegen kleine Kissen und eine Fransen-decke. Darüber Kinderzeichnungen, die sie mit Tesafilm angeklebt hat.

»Hast du Lust auf ein Glas Weißwein?«

Lächelnd nimmt sie zwei Gläser und holt eine mit Alufolie verschlossene Flasche aus dem Kühlschrank.

Gießt mir ein und lächelt weiter.

Ich nehme das Glas und setze mich in den Plüschsessel neben dem Bett. Mache den Fernseher an. Sie nimmt auf dem Bett Platz und fährt mit den Fingern über meine Haarstoppen.

»Wolltest du sie nicht wachsen lassen? Ich glaube, das würde dir wirklich stehen ...«

Dann zieht sie ihre Hand weg. Sie kennt mich gut.

Trinkt einen Schluck und blickt zu Boden.

»Sie sagen, dass ich Tobias jetzt bald sehen darf ... vielleicht ...«

Er muss jetzt fünf Jahre alt sein. Ihr Mann hat das Sorgerecht bekommen. Sofie darf sich nicht mehr um ihren Sohn kümmern. Sie hat irgendeine Polizeiaufgabe, nach der ich sie nicht fragen will.

Sie streckt mir das Glas entgegen und wir stoßen an.

Sitzen eine Weile da, ohne etwas zu sagen, und trinken.

Dann stellt sie ihr Glas weg, steht auf, streicht das Kleid glatt und kniet sich vor mir hin.

Ich brauche ihr mit dem Reißverschluss nicht zu helfen. Schalte auf einen anderen Fernsehkanal um. Morgen soll es Sonne geben, vielleicht ein paar Schauer. Ich trinke einen Schluck Weißwein, lege meine Hände in ihren Nacken.

Sie hustet, bekommt Tränen in die Augen, sieht zu mir hoch und versucht zu lächeln. Mit roten Augen.

»Ich habe mich bloß verschluckt.«

Dann macht sie weiter.

Ich schalte noch einmal um, finde ein Quiz. Zünde mir eine Zigarette an und asche in eine halbleere Kaffeetasse.

Nachdem ich gekommen bin, geht sie ins Bad, spuckt ein paarmal aus und wäscht sich den Mund aus. Dann umarmt sie mich und sagt:

»Komm bald wieder.«

4

Die Tür fällt ins Schloss und ich höre seine Schritte auf dem Flur. Bin wach. Kneife die Augen zu, aber ohne Erfolg. Drehe mich zur Wand. Auf den Rücken. Suche an der Decke nach ihren Gesichtern. Früh am Morgen.

Ana.

Mein Bruder.

Aber ich sehe sie nicht. Stattdessen fällt mir etwas graue Farbe auf, die abbröckeln will. Ich starre sie an.

Eines Nachts wird sie herunterkommen, eines Nachts, wenn ich schlafe. Wird herabsegeln und sich auf meine Stirn legen, auf meinen Mund, vielleicht werde ich sie verschlucken oder durch die Nase einatmen. Ich halte das Stückchen Putz mit den Augen fest, bis ich wieder einschlafe.

Alle Gewichte sind vergeben, also muss ich heute an die Geräte. Den Schlaf aus dem Körper trainieren. Die Geräte des Studios sind alt und abgenutzt, weder Technogym noch Nautilus. Nur ältere Modelle, mit abblätterndem Lack. An den Handgriffen ist längst kein